



Erinnerungen an unseren geliebten Sohn



In seinen Geschichten nannte David sich Lao

Lao schritt durch das alte Hoftor auf die Straße. Die durch leblose Zweckarchitektur der Nachkriegszeit aufgefüllten Bombenlücken Kölns pressten sich zwischen seine Gedanken wie diese unliebsame Episode, die er später als „erfolgloses Bewerbungsgespräch Nummer fünf“ in seiner Erinnerung ablegen würde. „Raaadweg, Raadweg, da rüber!“ sauste es plötzlich aus der Kehle einer aufgebracht älteren Dame an ihm vorbei. Noch bevor er die Worte in seinem Kopf ordnen konnte, war sie um die Ecke gehuscht. Er machte trotzdem einen wohlwollenden Schritt nach links und schlenderte, nun auf der ihm zugewiesenen Seite des Bürgersteiges, die Straße hinunter. „Wenigstens kann man den Dom sehen“, begannen seine Gedanken von Neuem, während er den letzten Tabakrest aus seiner Zigarette quetschte, wie es seine Angewohnheit geworden war. „Naja was soll's, Stadt ist Stadt, wächst, wie sie halt will, nicht wie ich“, dachte er weiter, „aber auch nicht, wie es gut für sie wäre“, und erstickte den glühenden Haufen auf dem Boden mit seiner Schuhsohle. Er suchte nach einem Mülleimer und war dabei wohl versehentlich wieder auf den heiligen Boden der eiligen und zur effizienten, aber umweltbewussten, gleichzeitig gesunden - weil sportlich dynamischen - flexiblen und lockeren und ja, beinahe hatte er es vergessen, ach so erfrischenden Fortbewegung geneigten Bevölkerung gelangt, was ihm umgehend wieder vorgehalten wurde: Unter Quietschen und hastigem Händefucheln flog ihm ein „Wofür gibt's denn die Radwege, sie Träumer!“ entgegen. Sein zerknüllter Zigarettenstummel war ihm, halb vor Schreck, halb vor Wut, aus der Hand gefallen. Er musste daran denken, wie wenig doch dieses strahlende Werbeplakat, das er auf dem Hinweg im Augenwinkel wahrgenommen, mit der tatsächlichen Spezies der Radfahrer gemein hatte, von dem sein Geist mit den eben genannten, dort aber in strahlenden Farben glühenden Floskeln beschmissen worden war. Ihm war nicht übel bei dem Gedanken, diese

effizient handelnde, umweltbewusste, gleichzeitig gesunde – weil sportlich dynamisch reisende – Person flexibel und locker auf dem Asphalt aufschlagen zu sehen, womit wenigstens die Ankündigung der erfrischenden Art des Radfahrens nicht völlig von der Hand zu weisen gewesen wäre. Diese kleine Freude wurde ihm nun nicht zu teil und unter grimmi- gen Flüchen verzog sich auch dieses radelnde Gewitter rasch hinter der nächsten Kurve. „Werbung... Betrug an den Stellen wo nötig, überflüssig wo gerechtfertigt“, dachte er und sah auf die Uhr. Fünfunddreißig Minuten nach 11 Uhr. Seine Gesprächspartner, eben noch warmherzig, als hätten sie ihr halbes Leben mit Lao verbracht, mussten ihn mittlerweile bereits vergessen und seinen Lebenslauf unter einem Stapel anderer Akten begraben haben. Bei diesem Gedanken durchfuhr ihn eine gewisse Erleichterung. Er war insgeheim froh darum, nicht mit der Fähigkeit des Werbens begnadet zu sein, hatte es ihn doch vor unliebsamer Monotonie bewahrt. Sein Lebenslauf wurde dafür auf einen chaotischen Zickzackkurs geschickt, sowohl der berufliche als auch der romantische. Wie immer, wenn wieder einer seiner Selbstvermarktungsversuche gescheitert war, war es ihm auch jetzt lieb, die Welt würde seinen Gegenpart und die ganze Situation einfach verschlucken und in der Vergessenheit begraben. Vielleicht war er ja dazu bestimmt, unaufmerksam über die Straße zu schlendern und den Traum der Menschheit vom ungestörten auf und ab, hin und her radeln auf fußgängerfreien Radwegen aufs Grauenhafteste zu sabotieren. Gesellschaftlicher Ungehorsam der untersten Stufe, peditrielle Revolution, ein Aufbegehren des Fußvolkes im wahrsten Sinne sozusagen. Vielleicht war er, dank seiner Unfähigkeit zur Selbstwerbung somit nur knapp der Ablenkung von seinem eigentlichen Lebensziel durch gut bezahlte und anspruchsvolle geistige Lohnarbeit entronnen. So trugen ihn seine Gedankenwolken einige Hundert Meter weiter die Straße hinab. St. Michael glühte prächtig vor ihm in der Mittagssonne.





Erinnerungen an unseren geliebten Sohn



In seinen Geschichten nannte David sich Lao

Vorstellung nur mit diesem Bewerbungstermin ausgefüllt hatte und die Planung anderer Aktivitäten neben diesem gewaltigen, aber nunmehr recht glanzlos verpufften Ereignis kaum Raum gefunden hatte, sah er sich jetzt den Rest des Tages einer gewissen Langweile gegenüber. Er entschied sich vorerst, während er seinen Gedanken nachhängen würde, an einem Tisch der zahlreichen Gastronomieangebote platz zu nehmen, um dem Risiko eines erneuten Zusammenstoßes mit einer emotionsgeladenen Pedalgeisel zu entgehen. Rund um den Platz waren einige kleine Cafés und Bistros gestreut und erstreckten sich durch ihre Ausläufer in Form von kleinen gemütlich anmutenden Sitzgrüppchen auch auf denselben. Ein besonders ansprechendes Tischchen mit zwei Stühlen erspähte er im Schatten einer Linde, die aus einem der von den Anwohnern in liebevoller Hingabe gepflegten und üppig bunt bestückten Blumenbeete gegen den Him-

mel ragte, als wolle sie der Sonne ihre Krone wie eine Faust zum Kampf entgegenstrecken. Bevor er sich setzte, wartete er kurz ab, ob nicht doch jemand aus einem der Büsche gesprungen käme, und sich unter „Radfahrertisch!“, seinen Helm festhaltend, vor ihn auf den Stuhl schmeißen würde. Glücklicherweise war dem dann nicht so und er setzte sich, dieses absurde Bild vor Augen, kurz vergnügt lächelnd auf einen der geschmiedeten Stühle. Einer der Flaschensammler hob seinen Kopf und beobachtete, seine Augen mit der flachen Hand vor der Sonne schützend die Szene, ergab sich aber dann schnell der Mittagsträgheit und ließ sein Gesicht langsam zurückgleitend wieder von der Sonne bedecken. Sanft schmiegte sich die dickflüssige Bratensoße an die Kartoffeln.

"Meine Stadt". Nein, es war nicht seine Stadt, es war die Stadt, in der er sein Leben verlor.





Erinnerungen an unseren geliebten Sohn



Davids Provokante These: Egoismus rettet die Welt!

Trotz seiner Allgegenwärtigkeit in den Wirtschaftswissenschaften, wo der Begriff „Eigeninteresse“ friedlich in einem Satz mit „Allgemeinwohl“ lebt, wird bei jeder Gelegenheit im Alltag zweimal überlegt ihn zu verwenden. Er scheint in unserm Kopf eine Verdrängungsposition zum „Gesamtwohl“ zu halten. Wo Eigeninteresse ist, kann kein Fremdinteresse sein. Jemandem zu unterstellen, er handle „aus purem Eigeninteresse“ ist bereits eine schwerwiegende Anschuldigung, derer man sich stets zu wehren sucht. Bei der Bewertung einer Handlung scheint das Ergebnis an zweiter Stelle zu stehen und wird von der Motivation überschattet. Ist diese verwerflich, vielleicht auch nur, weil fälschlicherweise negativ konnotiert, ist die gesamte Handlung verwerflich, aus. Darum würde wohl öffentlich niemand behaupten, er handle aus Eigeninteresse. Alle handeln sie natürlich „aus Pflichtgefühl“, „aus Gerechtigkeitssinn“ und „aus Menschenliebe“. Aber was sind das für Begriffe? Sie haben nun alle gemein, dass sie in Worten enden, die nur einem Individuum zugeordnet werden können. Eine Gruppe hat kein Gefühl und kann auch nicht Lieben, ein einzelner Mensch entwickelt jedoch Liebe und den Wunsch nach Gerechtigkeit. Daraus leiten sich Bedürfnisse ab, die ihn, werden sie gestillt, glücklich machen. „Der“ Gerechtigkeitssinn ist also viel mehr „mein“ Gerechtigkeitssinn. Wird er befriedet, macht es mich glücklich. Ist also nicht jeder, der so handelt, dass es ihn glücklich macht, aus Eigeninteresse motiviert? Ein Egoist geradezu.

Man muss hier auch nicht zwischen extrinsischen und intrinsischen Faktoren unterscheiden: Er muss nicht dadurch motiviert sein, dass andere ihn zu seiner Tat beglückwünschen und er mit der gewonnenen Anerkennung sein Geltungsbedürfnis befriedigt, sondern er befriedigt seinen Gerechtigkeitssinn auch durch Ausführen der Handlung selbst. Wie oft haben wir alle der Toilettenfrau Geld in ihre Schale geworfen, auch wenn weit

und breit niemand zu sehen war? Wir Egoisten.

Warum verteufeln wir also Eigeninteresse, wo wir es doch eigentlich fördern sollten? Das Problem hier ist, dass möglicherweise Gerechtigkeitssinn, Pflichtgefühl, Menschenliebe nicht ausreichend ausgeprägt scheint. Wir fürchten, möglicherweise zu Recht, dass Bedürfnisse, die der Gesellschaft nicht förderlich sind, zu stark ausgeprägt sind und die förderlichen verdrängen. Und siehe da, die sieben Todsünden sind keinesfalls Handlungen sondern Bedürfnisse, genauso wie ihr positives Gegenstück, die zwölf Tugenden. Wie die gute Shen Te aus Sezuan schon feststellen musste, kann der Angriffspunkt für das Gemeinwohl also nicht die Einschränkung des Eigeninteresses sein und die Adaption von Handlungsanweisungen („Teile alles, was du besitzt“, „Stehle nicht“, „Halte die andere Wange hin“ etc.). Vielmehr sollte es versucht werden, die positiven Tugenden der Menschen auszuprägen. Anstatt ein Kind zu lehren immer alles, was es besitzt, zu teilen, sollte man ihm die Kunst beibringen, sich an dem Glück anderer zu erfreuen, das Bedürfnis des andern sozusagen zu einem eigenen machen. Lässt man seinem Egoismus dann freien Lauf, passiert der Rest von selbst: Das Kind wird der Toilettenfrau ihren verdienten Lohn entrichten, aber sichergehen, dass es selbst noch genügend Geld hat, um sich das Pausenbrot zu kaufen, und ist dazu noch glücklich.

Möglicherweise ist dieser Weg in unserer Gesellschaft nicht mehr praktikabel und es muss auf die einfachere Methode der Gesetze und Verteufelung von Eigeninteressen ausgewichen werden. Eleganter wäre er sicherlich, weil er nicht nur in der Öffentlichkeit wirkt, sondern auch da, wo niemand zusieht. Denn schließlich bringen alle die großen Weinkrüge zur Hochzeit, doch am Ende ist nur Wasser im Fass.

Am Ende ist nur Wasser im Fass!

